

Zwei Gäste wollte Egk zum „Abraxas“ haben: Solange Schwarz als schöne Hexe Bellastriga und Irina Kladivova als des Teufels Erzbuhlin in Archisposa. Solange Schwarz ist die Primaballerina. „Première Danseuse Etoile“, der großen Oper Paris. Die französische Militärregierung hat Egk zuliebe das Gastspiel ermöglicht.

Irina Kladivova erklärte Egk für „die einzig mögliche Besetzung für die Archisposa. „Irina ist die Musik selbst. Sie ist für mich auf oder unter der Haut geschrieben“. Irina war Solotänzerin in Prag und schon mit 15 Jahren ein Star. Seit sie die weibliche Hauptrolle in „Joan von Zarissa“ tanzte, Egks Star.

Der Teufel, mit dem Faust seinen verhängnisvollen Pakt schließt, schien auch in München seine Hand im Spiel zu haben. Eine Verfügung, nicht namentlich unterzeichnet, verbot den Verkauf des gedruckten Librettos zum Ballett. Hauptsächlich wegen des dritten Bildes, in dem sich Faust und Archisposa auf dem Gipfel ihrer Liebesraserei in der Hölle finden. Archisposa muß bei der „Schwarzen Messe“ ihre Pflicht als Hauptbuhlin des Teufels auf dem „Hochaltar“ erfüllen, und Faust flieht angewidert.

Die Münchner werden sich die Libretti aus Berlin, wo „Abraxas“ in der gleichen Besetzung aufgeführt werden soll, schliken lassen müssen. Ungeachtet des Schadens, den ihre kulturbehüteten Seelen dabei nehmen werden.

Egk hatte sich an der fürsorglichen Maßnahme nicht gestoßen. Seine ultimative Drohung, die Uraufführung des Balletts in letzter Minute zurückzuziehen, hatte einen tieferen Grund. Solange Schwarz ist der erste ausländische Nachkriegsgast in Deutschland bei der Uraufführung eines deutschen Autors. Zu ihrem Empfang auf dem Münchner Hauptbahnhof hatte sich weder ein Vertreter der Stadt noch der Staatsoper oder des Kultusministeriums eingefunden. Man wies ihr nicht einmal ein Zimmer an.

Von hilfreichen Kollegen wurde Solange alle paar Tage umgebettet und lernte auf so abwechslungsreiche Weise die Gastfreundschaft der Kunststadt kennen. Schließlich fand sie, die Hexe Bellastriga, bei Njka Sanfleben, der Margarete des Balletts, notdürftig Unterkunft. Ein paar Tage logierte sie auch bei Werner Egk. Kollegen waren es auch, die ihr die unerlässlichen Nahrungsmittel erkämpften.

Erst nachdem Werner Egk mit dem Faust-Ballett einzupacken drohte, versprach man der Primaballerina ein Zimmer. Sie hat es noch nicht. Es ist möglich, daß die „Abraxas“-erzählten Berliner das Faust-Ballett noch in dieser Spielzeit zu sehen bekommen.

Vom Münchner Publikum, das fast pariserisch hingerissen applaudierte, ist Solange begeistert. Aber, meint sie, der Erfolg wäre nicht so groß gewesen, wenn sie nicht vor dem Auftritt Werner Egk dreimal über die linke Schulter gespuckt hätte. Wie er ihr viermal.

Irina, die Buhlin, hält weniger vom Spucken. Aber der Komponist, der wie bei der ersten, nur musikalischen „Abraxas“-Aufführung in Baden-Baden (s. Spiegel Nr. 50, Jg. 1) selbst dirigierte, muß ihrem Blick begegnen, wenn sich der Vorhang hebt, und nach erfolgreicher Aufführung muß er auf beide Wangen geküßt werden.

„Solange wartet schon“, sagte Frau Elisabeth Egk in der Garderobe zu ihrem Gatten und knöpfte ihm den durchmaßteten Frackkragen auf. Sie ist nicht eifersüchtig und freut sich auf die erste Auslandstournee. Wohin sie führen wird, wissen weder sie noch ihr gefeierter Mann. Aber die Angebote sind da.

MALEREI

Volks-Richter

Zum Urteilen verpflichtet

Es gibt keinen Katalog für die Ausstellung in Berlin-Schöneberg-Friedenau. Kein Gemälde, keine Zeichnung trägt eine Signatur, es gibt nur Nummern. Was dargestellt ist, kann jedermann erkennen. (In Schöneberg-Friedenau werden keine anderen Bilder gemalt.)

Die blonde Bezirksrätin des lokalen Volksbildungsamtes erklärt den Zweck dieser neuen Art von Kunstausstellung: „Wir wollen die Leute veranlassen, sich wirklich die Bilder anzusehen, alle, nicht nur die, unter denen bekannte Namen stehen“. Jeder Künstler des Bezirks, ganz gleich welcher Richtung, hat einsenden dürfen. Die Besucher sollen abstimmen, welche drei Bilder ihnen am besten gefallen.

Die Bilder mit den meisten Stimmen werden prämiert und angekauft. Wer sich als Privatmann ein Bild kaufen will, das ihm gefällt, kann es tun. „Aber er soll



Anonyme Chancen
Mädchen in Blau

eben das Bild, die Qualität kaufen, nicht den Namen“.

Es hat nicht an skeptischen Stimmen über das Unternehmen gefehlt. Die große Menge, hieß es, verstehe nichts von Kunst, und Kitsch habe von jeher mehr Leuten gefallen als wirkliche Kunst.

Das eben wollen die Aussteller feststellen. Sie glauben, daß auch der einfache Mensch ein ursprüngliches Gefühl für das künstlerische Gute habe. Man müsse ihm nur ein wenig helfen.

In diesem Falle half eine unparteiische fünfköpfige Vor-Jury, in der unter anderem die Bildhauerin Renée Sintenis und Professor Arthur Degener saßen. Aus insgesamt 167 eingesandten Bildern sondersten sie Kitsch, Bluff und alles bloß Diletantische aus. 43 Bilder blieben übrig, und die Leute vom Volksbildungsamt behaupten „mit gutem Gewissen, daß der Käufer keinesfalls betrogen wird und auf Schund hereinfällt“.

Aus der Ausstellung sollen beide lernen Künstler und Publikum. Es handelt sich um eine Art Examen, bei dem beide durchfallen können. Die Namen der Preisträger sollen durch Presse und Rundfunk bekanntgegeben werden, und nach Freigabe des Namens soll das Publikum Gelegenheit bekommen, mit Künstlern und Jury über die Entscheidung zu diskutieren.

In Schöneberg-Friedenau verspricht man sich viel von dem Experiment. In erster Linie hofft man, die oft beklagte Kluft zwischen Künstlern und Publikum ein wenig zu verengen. Das Prinzip wird weiterempfohlen.

Die zum Urteilen verpflichteten Besucher der Berliner Ausstellung haben es schwer. Am meisten tun sie vor dem Portrait eines Mädchens in Blau. Das Mädchen hat Chancen.

FORSCHUNG

Abstand vom Eis

Flieger in der Tintenflasche

Es war ein Schlagzeilen-Ereignis, als Hubert Wilkins im April 1928 der 3500-Kilometer-Flug von Point Barrow in Alaska über das Polgebiet hinweg nach Spitzbergen glückte. Heute macht das Wetterflugunternehmen „Ptarmigan“ der US Air Force von Mittelalaska aus seine regelmäßigen Längststreckenflüge über die riesigen Eiswüsten des Polarmeeres und des nordkanadischen Archipels als eine Routinesache, von der man kaum etwas erfährt. Dabei haben die „Ptarmigan“-Männer — weiß „News Week“ zu berichten — seit März 1947 fünfzigmal den Nordpol besucht.

Spazierflüge sind das aber auch jetzt noch keineswegs. Das Polargebiet hat außer seinen Schneestürmen und seiner durchschnittlichen Winterkälte von minus 35 Grad auch sonst noch allerhand unliebsame Eigenheiten. Ein halbes Jahr währt dort die Nacht, und dann ist es, falls nicht Sterne sichtbar sind, ein Fliegen „wie in einer Flasche Tinte“. Im Sommer dagegen blenden Eis und Himmel im schräg einfallenden Sonnenlicht oft so, daß der Horizont völlig verschwindet und man ebenfalls nur nach Instrumenten fliegen kann.

Aber auch die modernen Instrumente stehen in einem dauernden Kampf mit den Polartücken. Der Bordfunker hat oft Mühe, den drahtlosen Kontakt mit der bewohnten Welt zu halten, denn hier, in der Nordlichtzone, wirken sich die Einbrüche der (vom magnetischen Pol der Erde angezogenen) Sonnenmaterie in die obersten Schichten der irdischen Atmosphäre stärker als sonstwo aus, und die wildbewegte Ionosphäre, die äußerste der Schichten, versagt ihren Dienst bei der Ausbreitung der elektromagnetischen Wellen des Funks.

Der Radar-Mann, der ständig über das Abstandhalten vom Eise wacht, hat andere Sorgen: Das elektrische Echo scharfer Eisränder täuscht manchmal Küstenlinien vor, wo keine sind. Umgekehrt können ihm Küsten, die unter weichem Schnee begraben sind, im Radar-Gerät wie offenes Wasser erscheinen. Trotzdem hält er eine Schlüsselstellung: Er vermag durch Verfolgen markanter „Echos“ von Eiskanten die so wichtige Abtrift der Maschine durch den Wind und damit auch die Windverhältnisse selbst vom Flugzeug aus zu bestimmen.

Außerst schwierig ist die Navigation über den weißen Einöden des Polarmeeres. Die Becken und Kanäle offenen Wassers, die zur Sommerzeit auch am Nordpol selbst die Eisflächen durchziehen, sind

keine Wegmarken, sondern trügerische Gebilde, starker Veränderung unterworfen, je nach Wind und Strömung. Der Magnetkompaß verliert hier seine Brauchbarkeit. Die Deklination, der Winkel zwischen magnetischer und astronomischer Nordrichtung, ändert sich in der Nachbarschaft des geographischen und des magnetischen Nordpols von Ort zu Ort ungeheuer rasch und wird über diesem selbst völlig illusorisch.

Mit diesem magnetischen Nordpol, der vom geographischen mehr als 2000 km entfernt ist, hat es seine eigene Bewandnis. Auf einer der längstdauernden Expeditionen.



die vier Ueberwinterungen mit Kälte bis zu 60 Grad zu überstehen hatte, entdeckte ihn James Clarke Roß 1831 nach planmäßiger Suche auf der Halbinsel Boothia in 70° 5' Nord, 96° 47' West. Die freischwebende Magnetnadel stellte sich hier lotrecht: Inklination 89° 59'. Und die Horizontalnadel blieb stehen, wie man sie stellt.

Aber schon Mac Clintock (1859) und Amundsen (1904) fanden den magnetischen Pol an einer anderen Stelle. Es ist nun die Frage, ob der Pol so rasch in der Gegend der Boothia-Halbinsel und der nordwestlich vorgelagerten großen Prince-of-Wales-Insel herumwandert oder ob es mehrere Pole sind. Die „Ptarmigan“-Flieger sind nach ihren magnetischen Beobachtungen zu der Ansicht gelangt, daß der Pol kein „Punkt“, sondern eine schmale elliptische Fläche von ca. 480 km Länge sei.

Die größeren Rätsel der erdmagnetischen Forschung sind noch ungeklärt: Weshalb ist die Erde ein Magnet, und wo im Erdkörper hat der Magnetismus seinen Sitz? Wie kommt es, daß sich die magnetische Deklination, die Nadelabweichung, noch so rasch ändert (in Deutschland um mehr als zehn Grad in den letzten hundert Jahren), obwohl die Erde ein Alter von über einer Milliarde Jahre hat, Zeit genug, sollte man meinen, um auch magnetisch einigermaßen ins Gleichgewicht zu kommen?

Die „Ptarmigan“-Flieger zerbrechen sich nicht den Kopf darüber. Ihre Hauptaufgabe ist die Wettererkundung. Ihre Flüge ersetzen 24 Bodenstationen in Gebieten, wo keine zu halten sind.

Einen Spaß aber können sich die Polbesucher auf ihren ungemütlichen und nervenaufreibenden Flügen leisten, den niemand sonst hat: Sie können mit der besonnenen Erdseite Häschen spielen und zwei bis drei Sonnenaufgänge an einem Tage erleben.

MEDIZIN

Den Magen zu voll genommen

Es hat nicht sollen sein.

Mirin Dajo, der holländische Wundermann in der Schweiz, verrichtet keine Wunder mehr. Mirin Dajo ist tot. In Winterthur, wo er zuletzt wohnte, wollte zunächst niemand an diese Nachricht glauben. Er, Mirin Dajo, sei so oft „aus sich herausgetreten“ (wie er selbst es nannte), daß man annehmen dürfe, er werde auch in diesem Falle wieder zu sich kommen. Dieser Fall aber war ein Unfall. Mirin Dajo war und blieb tot.

Der „Wundermann“ wurde 1912 in Rotterdam geboren (seine Eltern leben heute noch in Zaandam). Er war Reklamezeichner und hieß gutbürgerlich Arnold Gerrit Henskes, ehe er sich als Artist den Namen Mirin Dajo zulegte. Er ließ sich als Kundler der „Entmaterialisierungs-Lehre“ und neuen Propheten feiern.

Nachdem ihm die Polizei das Vorführen seiner Degen-Experimente (s. „Spiegel“ Nr. 40, Jg. 1; Nr. 1 und 4, Jg. 2) in der Öffentlichkeit verboten hatte, lebte er in Mogelsberg (Kanton St. Gallen), war aber meistens unterwegs, um sich in Zürich, Bern und Basel seinen Jüngern zu zeigen. Jetzt hatte er in Winterthur um Aufenthaltsgenehmigung nachgesucht. Ehe die Behörden sprechen konnten, hatte die höchste Stelle gesprochen.

Am Mittwochnachmittag sank Mirin — wieder einmal — leblos in sich zusammen. Nur seine Augen sahen noch blau, naiv und gläubig, ja etwas verwundert in die Welt. Sein Landsmann, Mitarbeiter und Freund de Groot saß neben dem leblosen Wundermann und dachte an nichts Böses. Als Mirin Dajo aber auch am Freitagmorgen noch nicht zu sich gekommen war und sein Körper bläuliche Totenfarbe zeigte, hielt de Groot es doch für geraten, einen Arzt zu rufen. Der stellte dann abends fest, daß Mirin Dajos Seele den Körper endgültig verlassen hatte.

Der Mann, dessen Herz man mit Spießen durchstechen konnte, ohne daß er das Bewußtsein verlor, hatte gerade nach längerem Schweigen wieder von sich reden gemacht. Er hatte erneut ein Wunder tun wollen, das dann keines wurde. Mirin hatte einen 35 cm langen Metallspieß verschluckt, sich mit ihm im Magen röntgen und hernach operieren lassen. Vorher hatte er hoffnungsfroh verkündet, daß der Chirurg den Spieß nicht mehr im Körper vorfinden würde. Der Wundermann wollte eine „Dematerialisation“ vornehmen. Dann sollte eine „Rematerialisierung“ folgen, d. h. der Spieß würde mit einem Male wieder da sein.

Zwei Tage, nachdem Mirin das Instrument verschluckt hatte, wurde er mit inneren Blutungen ins Spital gebracht. Man narkotisierte ihn und entfernte den Fremdkörper aus dem malträtierten Wundermannsmagen. Am Rande war dann doch ein kleines Wunder geschehen: Die Heilung war wider Erwarten sehr schnell und ohne Komplikationen vor sich gegangen.

Inzwischen hatte die chirurgische Universitätsklinik Zürich Tierversuche gemacht, um das Rätsel Mirin Dajo zu lösen. Man stellte fest, daß ein spitziger, konisch zulaufender runder Degen, wie er Mirin durch den Leib gestoßen wurde (solange die Polizei das gestattete), bei geschickter Handhabung keine sehr großen Verletzungen verursacht. Es treten keine plötzlichen Zerreißen ein. Vielmehr weichen die Organe mit nicht absolut fester Lage dem Instrument aus.

Die fraglichen Organe werden bei einem glatten, sauberen Durchstoß nicht lebensgefährlich verletzt. Bei ihnen können auch schwerere Wunden ohne Behandlung glatt verheilen. (Bei einem ungeschickten Degenstoß allerdings können schwere Verletzungen eintreten.) Auch eine Infektionsgefahr ist kaum zu befürchten, da ein Degen aus Metall und von so glatter Form leicht sauber zu halten ist.

Das meint die „Schweizerische Medizinische Wochenschrift“, die es wissen muß. Auf jeden Fall hätten die Tierexperimente bewiesen, daß die aufseherregende Demonstration Mirin Dajos nichts Wunderbares an sich habe und keinesfalls als Beweis für die gänzliche Unverletzbarkeit des menschlichen Organismus angesehen werden könne.

Jetzt hat sich Mirin Dajo selbst widerlegt. Er ist nicht etwa an den Folgen der geschickt ausgeführten Operation, sondern vielmehr an den Verletzungen und der Injektion gestorben, die das Verschlucken des Spießes zur Folge hatte.

Nationalrat G. Duttweiler widmet dem Dahingeshiedenen einen ehrenvollen Nach-



Tot — für den Sieg des Lebens
Den Dolch im Leibe — Mirin Dajo

ruf: „... Wohl wußte die Wissenschaft Erklärungen über alles, aber keine, die ganz zu überzeugen vermochte. Die Frage bleibt offen, ob Mirin Dajo die Erkenntnis der Wissenschaft vom menschlichen Körper erschütterte, oder ob diese Wissenschaft in ihren Erklärungen dem Phänomen Mirin Dajo Meister wurde. Es hat nicht sollen sein, daß ein Wunder geschehe für den Frieden, für den Sieg des Lebens. Aber, bei Gott, es hat einen gegeben, der es mit Leib und Seele gewollt hat — bis in den Tod.“